

Angelica Rieger/Jean-François Tonard (Hrsg.) – *La lecture au féminin / Lesende Frauen. La lectrice dans la littérature française du Moyen Age au XX<sup>e</sup> siècle / Zur Kulturgeschichte der lesenden Frau in der französischen Literatur von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert* (Beiträge zur Romanistik 3). Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999. 352 Seiten.

Wenngleich sich nur ein Beitrag ausdrücklich mit Flaubert befaßt, so bilden doch Emma Bovary und der an ihr schon zeitgenössisch diagnostizierte „Bovarismus“ das heimliche Zentrum des vorliegenden Bandes: Sei es aus sozialhistorischer Perspektive, sei es auf Textebene, die Beiträge scheinen im Überblick ein sich von maskuliner Bevormundung emanzipierendes, zu sich selbst kommendes weibliches Lesen vor der Folie eines seit dem Mittelalter aus männlicher Perspektive grundsätzlich verdächtigen weiblichen Lesens zu beschreiben, eines Lesens, das die Wirklichkeit verdrängt, die Inauthentizität des gelesenen Textes nicht erkennt, sich selbst in fremder Rede verliert, und als dessen Paradigma die daran zugrunde gehende Emma gelten kann.

Aus dem impliziten Paradigma einer Pathologie des Bovarismus erwachsen dem Band in der Gesamtschau etliche wiederkehrende Probleme: Die vom Herausgeber Jean-François

Tonard vorgelegte ebenso knappe wie einsinnige Deutung Emmas, die sich doch der Welt über das Buch ebenso bemächtigt, wie sie an ihr versagt, läßt einen letztlich substantialistisch gedachten Geschlechterbegriff erkennen, der trotz aller Hinweise auf die *gender*-Forschung (vgl. den umfassenden einleitenden Forschungsüberblick der Herausgeberin Angelica Rieger) vielen Beiträgen zugrunde liegt und unhinterfragt Normen weiblicher Lektüre impliziert. Sehr häufig scheint eine (reale oder fiktive) Leserin vorausgesetzt, die sich qua ihres Geschlechts (oder gar dem der Autorin) als entweder bovaristische oder antibovaristische Figur erweist – sehr häufig sind (fiktives) Geschlecht und mögliche Lektüremodi äquivalent gesetzt. Schon die als Folie dienende Leserin Emma Bovary macht die Problematik eines auf diese Weise außertextuell geschlechtlich verankerten Lesens deutlich, erscheint sie bei Flaubert doch als mehrfach gebrochene Textinstanz, als eine Rezipientin und Produzentin immer schon vermittelter Rede, die sich meines Erachtens nicht unproblematisch „gendern“ läßt – genauso wenig wie der immer wieder zitierte „implizite Leser“ sich ohne weiteres in eine „implizite Leserin“ überführen läßt.

Die Normativität des in vielen Fällen vorausgesetzten „weiblichen Lesens“ zeigt sich nicht zuletzt daran, daß in zahlreichen Beiträgen die Frage nach der Leserin doch wieder zurücktritt hinter das bereits hinlänglich behandelte Problem weiblicher Autorschaft, daß die Leserin letztlich doch immer nur ausgehend von einer sich emanzipierenden oder gescheiterten Autorin beschreibbar scheint.

Auch die sicherlich in erster Linie den Kontingenzen eines Tagungsbandes geschuldeten historischen Lücken und Redundanzen in der „Kulturgeschichte der lesenden Frau in der französischen Literatur von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert“ können symptomatisch für das grundsätzliche Problem einer nirgends systematisch geklärten Frage nach der „Leserin“ als Textinstanz eintreten: Die Beiträge greifen auf für die einzelnen Epochen bewährte (vornehmlich sozialhistorische) Deutungsmuster zurück, wie verbotenes bzw. verdächtiges weibliches Lesen und Schreiben für Mittelalter und Renaissance oder die sich über eine popularisierte Lektüre zum Schreiben emanzipierende Leserin des 19. und 20. Jahrhunderts. Auffallend kurz hingegen werden 17. und 18. Jahrhundert abgehandelt, denen es wahrlich nicht an berühmterbücherten Leserinnen mangelt – vielleicht auch deshalb, weil vor dem Hintergrund einer sich zunehmend und auf immer komplexere Weise selbstreflexiv inszenierenden Lektüre die *gender*-Frage sehr viel abstrakter gefaßt werden müßte, als die meisten Beiträge dies tun – nämlich als je historisch spezifisches Spiel mit verfügbaren Textinstanzen.

Wenn es für die historische Gesamtschau und eine – sei es implizite – Systematisierbarkeit der Beiträge durchaus in Frage steht, ob der Band über motivgeschichtliche Fußnoten hinaus einen Beitrag zu einer bereits reich mit Literatur ausgestatteten „Kulturgeschichte des Lesens“ leisten kann, so bieten etliche Studien dennoch lesenswerte paradigmatische Einzelanalysen oder nützliche, wenngleich nicht unbedingt innovative Überblicksdarstellungen. Ich will im folgenden ohne Anspruch auf Vollständigkeit einige davon herausgreifen.

Der Artikel von Max Grosse über die „lectures pieuses“ und die „lectures amoureuses“ in der mittelalterlichen Literatur Frankreichs gehört zu den informativen historischen Darstellungen des Bandes: In klarer Gliederung präsentiert er eine Typologie mittelalterlicher Leserinnen, die sich um die Figuren eines erwünschten Lesens als Weg zu innerer Einkehr und Erbauung (die heilige Jungfrau) und eines in didaktischen Texten verurteilten Lesens ordnen, das als Medium unweiblicher Gelehrsamkeit oder heimliches Kommunikationsmittel zwischen den Geschlechtern in Mißkredit steht. Trotz zahlreicher Textbeispiele bleibt auch dieser Artikel in der Geschlechterfrage einer eher sozialhistorischen Perspektive verpflichtet, die auf altbekannte Schwierigkeiten stößt: „Wegen der ungünstigen Quellenlage ist es nicht leicht, ein Urteil darüber zu fällen, wie groß der Einfluß der Frauen insgesamt auf die literarische Entwicklung im 12. und 13. Jahrhundert gewesen ist [...]“ (S. 53, Anm. 14). Am anregendsten sind die Ausführungen Grosses für den bezüglich mittelalterlicher Leserschaft unbedarften Leser denn auch dort, wo sich die Opposition von Autor und Leserin auflöst

zugunsten der Frage nach der kommunikativen Funktion des Lesens, und Grosse dem Bild der einsamen Leserin am Schluß das eines soziablen Lesens gegenüberstellt: „Au Moyen Age, la lecture d'évasion exige et encourage la sociabilité [...]. C'est dans le domaine de la dévotion que la lecture silencieuse et introspective semble s'imposer d'abord“ (S. 68).

Disproportionen sind vor allem für das 16. und 17. Jahrhundert zu verzeichnen – die präziösen oder empfindsamen Leserinnen finden keine Erwähnung, während sich gleich zwei Artikel zentral Louise Labé widmen: Andrea Oberhuber gibt einen gut lesbaren und vollständigen Überblick über im wesentlichen Bekanntes, wobei sie den inszenierten Dialog Labés mit ihren Adressatinnen, den *Dames Lionnoises*, recht unbekümmert als Zeugnis einer Emanzipationsgeschichte liest, als Aufruf, sich eines „Männern vorbehaltenen Bildungsarsenals“ zu bemächtigen, und zu einem eher unaufregenden Fazit kommt, das der komplizierten petrarkistischen Rollenlyrik nicht gerecht wird: „En s'adressant non seulement à leur absent aimé (réel ou imaginaire), mais également, voire principalement aux dames, les soi-disant pétrarquistes féminines s'inscrivent dans une tradition de pétrarquisme masculin et l'accomodent à leur vision.“ Andrea Kroll dagegen gelingt zumindest für die *Dames Lionnoises* eine präzisere Darstellung der Ambivalenzen, die entstehen, wenn sich ein weibliches Rollen-Ich über die *imitatio* männlich kodierter Texte legitimieren muß. In ihren Beobachtungen zur „Entstehung der Leserin in der Literatur und Kunst der Frühen Neuzeit“ nähert sich Kroll Louise Labé über den Begriff einer „impliziten Leserin“, der bei ihr jedoch keine Textinstanz zu bezeichnen scheint, sondern sei es eine explizite (fiktive oder reale) Adressatin, sei es doch wieder die Autorin als Leserin. Mit den *Dames des Roches*, die ihre Rollen als Mutter und Tochter, als Autorin und Leserin in einem inter- und intratextuellen Wechselspiel spiegeln und verdoppeln, bietet Kroll eines der interessantesten Beispiele für die frühneuzeitliche Konstruktion von Leserinnen, wenngleich meines Erachtens der Begriff einer „impliziten Leserin“ auch hier nicht operationalisierbar ist.

Für das 18. Jahrhundert präsentiert Brunhilde Wehinger Germaine de Staël als enthusiastische Rousseau-Leserin, die sich in der zeitgemäßen Rolle einer Leserin und Briefautorin mit ihren *Lettres sur les ouvrages et le caractère de J.-J. Rousseau* in den empfindsamen Diskurs einschreibt. Überzeugend zeichnet Wehinger nach, wie die fiktive Zwiesprache von Staël für eine Teilhabe am Diskurs des Subjekts genutzt wird, die den Beginn sympathetischer Literaturkritik markiert und letztlich in eine bewußt inszenierte Ich-Aussprache mündet. Mit schönen Briefzitatzen wird zugleich belegt, daß der so in die Konstruktion weiblicher Subjektivität einbezogene Autor dieses Spiel nur bedingt mitspielt: Rousseau selbst schien die an ihn gerichteten Briefe enthusiastischer Héloïse-Leserinnen wohl als Fortschritt seines Romans zu lesen, jedoch nur auf „Handlungsebene“ im Sinne einer spezifischen erotischen Annäherung – eine drohende Diskursbemächtigung seiner Korrespondentinnen im Stil Madame de Staëls wußte er im Keim zu ersticken: „J'espère, Madame, que vous n'êtes point Auteur“. Der zweite Beitrag zum 18. Jahrhundert scheint mir die überraschende Vergleichbarkeit seiner Texte (*Thérèse philosophe*, *Die Leiden des jungen Werthers* und *Northanger Abbey*) vor dem Hintergrund sensualistischer Beeinflussung der Heldinnen dann doch einer gewissen Simplizität der Vergleichskriterien zu schulden, die so komplizierte Textstrategien wie Ironie und Parodie nur unzureichend berücksichtigen: „Dans chacun d'eux, il y a une jeune fille qui lit; cette lecture change sa façon de concevoir le monde et la pousse à des actions qui lui étaient étrangères ou qu'elle avait refusées auparavant“ (S. 167).

Die größte Bandbreite von Autoren, aber auch die größte Disparität hinsichtlich Fragestellung und Erkenntnisinteresse bieten die Beiträge zum 19. und 20. Jahrhundert: Die Skala reicht von biographisch-philologischen Einzelstudien (Gerhard Damblemont zur belgischen Autorin Neel Doff und ihrer für weibliche Autodidakten charakteristischen literarhistorischen „Verspätung“) über die ausschließlich sozialhistorische Abgleichung bekannter Lektüreszenen (Anne-Simone Dufief über Emanzipations- und Evasionslektüre von Leserinnen bei Bourget, Flaubert, den Brüdern Goncourt, Zola und Daudet vor dem Hintergrund der

Debatte um weibliche Bildung: Lydia Bauer über die *Dame aux Camélias*, die in der Lektüre von *Manon Lescaut* zur Leserin ihrer selbst wird und im Tod die gesellschaftlich sanktionierten Rollen von Hausfrau oder Kurtisane zurückweist) bis zur detaillierten Textanalyse, bei der die Frage nach der Rolle der „Leserin“ wieder zurückgebunden wird an das Selbstverständnis weiblicher Autorschaft (Dina de Rentii in ihrer konsequent metapoetischen Lesung von Marguerite de Yourcenars Novelle *Comment Wang-Fô fut sauvé*).

In diesem Kapitel hervorzuheben wäre zum einen der Artikel von Volker Roloff, der den einzigen Versuch unternimmt, sich dem Phänomen der Leserin systematisch zu nähern: Ausgehend von den rezeptionsästhetischen Ansätzen bei Iser und Jaub und in Verbindung mit der These einer dem Akt des Lesens inhärenten spielerischen Theatralität bringt er die Lektüre auf die Formel eines „Spielraums imaginärer tagträumerischer Rollenspiele, die – im Unterschied zu deterministischen Bestimmungen alltäglichen, sozialen Rollenverhaltens – es ermöglichen, sich selbst in der Erfahrung der Rolle zu genießen“ (S. 173f.). Die fiktive Weiblichkeit einer Leserin wäre damit nicht mehr bloß als Bestätigung oder Kompensation des Geschlechts von Autor oder Leser zu deuten, sondern als Teil dieser Heterotopie der Lektüre, die „die Regeln der Gesellschaft eine zeitlang aufhebt und in dem die Rollen, die zum Beispiel die Aktivität und Passivität der Geschlechter regeln, je nach Lust und Laune, das heißt nach den jeweiligen Lektüren zumindest für eine zeitlang austauschbar werden und dekonstruierbar erscheinen“ (S. 186). Roloffs Textanalysen freilich widmen sich in Anknüpfung an frühere Publikationen eher der *mise en abyme* des Schreibens und der Dekonstruktion von Lesen und Schreiben durch die klassischen „Lektüreromane“ (Flaubert, Balzac, Proust, Sartre), während man sich für die in Aussicht gestellte Dekonstruktion der Substantialität von Geschlechterrollen in Szenen weiblicher Lektüre mit Skizzen (Stendhal) begnügen muß, wodurch die praktische Umsetzung der These noch weitgehend aussteht.

Friedrich Wolfzettel schließlich legt in seiner Lektüre der autobiographischen Romane von Annie Ernaux das eigentliche Potential der zentralen Fragestellung frei: Er zeigt eindrucksvoll, wie im 20. Jahrhundert das „Bovary-Syndrom“ zum Ausgangspunkt einer autobiographischen *gender*-Konstruktion wird – wie die „œuvres, fatalement autobiographiques, de la femme“ (Colette, zitiert auf S. 250) über die Inszenierung einer Leserin die von der Autobiographie vorgegebene Opposition von bovaristischer Lektüre und konfessionalistischer Authentizität nutzen, um ebendiese aufzulösen. Im Bericht über ihre Bewegungen zwischen Vater und Schule, Dialekt und Hochsprache, Selbstfindung und Selbstentfremdung in der Lektüre inszeniert Annie Ernaux Lesen und Schreiben in gleichem Maße als Verrat wie als Sühne an ihrer Herkunft: „Der ‚bonheur d’écrire‘ korrigiert hier das Glück des Lesens, dessen Inauthentizität zur Voraussetzung der wiedergefundenen Authentizität wird, ‚au plus près des mots et des phrases entendues‘, insofern erst die Entfremdung durch das Lesen die Suche nach dem, was vor aller Literatur war, wertvoll und zwingend erscheinen läßt“ (S. 263f.).

Das den Band beschließende, etwas angehängt wirkende „Medienkapitel“ vereint einen kunsthistorischen Abriss von Leserinnendarstellungen in der bildenden Kunst (Anja Petz) mit einer inhaltlich unkommentierten Dokumentation von Bildern weiblicher Lektüre auf *ex libris* (Germaine Meyer-Noirel) und einer Filmanalyse, in der Uta Felten nachweist, daß Rohmers lesende Heldinnen, insbesondere die Haydée aus *La Collectionneuse*, sich über Lektüre die Bruchstücke eines Liebesthesaurus aneignen und die Liebe zugleich als *amour-propre*- und textgesteuerte Verführung in moralistischem Sinne inszenieren. Mit einer inhaltlich wie stilistisch eleganten motivgeschichtlichen Analyse der lesenden Liebenden Paolo und Francesca bietet Jürgen Ritte den überzeugendsten Beitrag dieses Abschnitts: In einer Parallellektüre von Dantes Text und Feuerbachs Gemälde zeigt er die lesende Frau als kulturhistorisch verankerte, zählbeige „Männerphantasie“, in der sich das Phantasma einer Zerstörung (männlich dominierter) sozialer Ordnung durch Lektüre in spezifischer Geschlechterverteilung niederschlägt: „Reicht für die Frau das Buch, um auf üble Gedanken zu

kommen, so wird für die Tugend des Mannes das Buch erst mittelbar, über die Frau zur ‚Gefahr‘. Und vielleicht ist das der Grund, warum die Tugendwächter so lange und so argwöhnisch den Leserinnen begegnet sind“ (S. 299).

Insgesamt zeigt sich der Band in der Darstellung „Lesender Frauen“ dann aber doch eher der Unverbindlichkeit seines deutschen Titels verpflichtet, als daß er sich vom Anspruch des französischen leiten ließe, die Bedeutung einer „lecture au féminin“ konsequent zu erschließen.

München, im Januar 2002

Ulrike Sprenger